

Von Pfarrern und Priestern in der evangelischen Kirche

oder: Was Kirche ist und was das für ihr Personal und all die anderen bedeutet

Hinter¹ den Pfarrerinnen und Pfarrern in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern liegt ein mehr als zweijähriger Prozess »Berufsbild PfarrerIn und Pfarrer« mit über 100 Studientagen und 60 Pfarrkapiteln, mit einem Pfarrertag in Nürnberg und einer Synodaltagung in Schweinfurt. Gibt es eigentlich noch Kraft, sich mit dem eigenen Berufsbild zu beschäftigen? Oder ist jetzt langsam »die Luft raus« (so beschrieb es ein Kollege aus Bayern), was bedeuten würde, dass selbst ein Vortrag über neuere Theorien der literarhistorischen Schichtung des Buches Leviticus Sie vielleicht mehr interessieren würde, als ein Vortrag über den Beruf des Pfarrers/der Pfarrerin. – Aber da Sie mich genau dazu eingeladen haben, werde ich nun zu diesem Thema sprechen. Ich will zeigen, dass und wie ein Pfarrer/eine Pfarrerin einen nicht nur *paradoxen*, sondern immer auch *närrischen* Beruf ausübt – und genau dies dem evangelischen Pfarramt grundlegend entspricht. Und ich will Sie teilhaben lassen an einer auch für mich offenen Suchbewegung und einer Grundfrage, die mich seit Jahren umtreibt: Wie schaffen wir es endlich, dass die Rede vom *Priestertum aller Getauften* keine leere evangelische Pathosformel ist, sondern gelebte und erfahrbare kirchliche Realität?

1. Alle sind Priester und manche sind Pfarrer oder: Pastorale Paradoxien

1.1 Eine reformatorische Grundidee: befreiend und logisch

Alle sind Priester, und manche sind Pfarrer.

Dieser Satz mag merkwürdig und vielleicht sogar provozierend klingen. In Gemeinden oder Schulen könnte er für einige Aufmerksamkeit sorgen; unter Theologinnen und Theologen sicher weit weniger. Da ist klar: Wenn eine evangelische Gemeinde Gottesdienst feiert und ein Pfarrer/eine Pfarrerin vorne steht, dann sitzen in den Bänken (jedenfalls zum allergrößten Teil) *Priesterinnen*

¹ Leicht überarbeitete Fassung des Vortrags bei der Frühjahrstagung des Bayerischen Pfarrvereins, Rothenburg ob der Tauber, 25. April 2016. Der Stil der mündlichen Rede wurde weitgehend beibehalten.

und Priester. Martin Luther schrieb: »Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist zwischen ihnen kein Unterschied als allein des Amts halber. [...] Demnach also werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht.«² Die Reformation vor 500 Jahren bedeutete einen Sturz der Autoritäten, der immer wieder, herausragend aber im Kontext der Leipziger Disputation 1519 sichtbar wird. In der Disputation mit Eck wurde vor allem die epistemologische Frage diskutiert: Welche Argumente zählen im theologischen Diskurs? Für Johannes Eck war die Frage klar: Die Kirche und ihre Hierarchie (Papst und Konzilien) haben die Autorität und sind die Autorität. Martin Luther setzte dagegen die Autorität der »Heiligen Schrift« und dekonstruierte so die päpstlichen und konziliaren Autoritätsansprüche. Freilich aber beanspruchte auch die römische Kirche die Heilige Schrift für sich – und zwar so, wie sie sich in der Auslegung der Kirche zeigte. Demgegenüber setzte Luther seine eigenen Erkenntnisse im Ringen mit der Bibel, die er allein im Kloster, im Dialog mit Studierenden, auf der Kanzel in der Stadtkirche, bei Wittenbergisch Bier und im Verfassen von Texten erungen hatte. Vorgegebene kirchliche Autorität verliert ihre Bedeutung. Über das Medium der Bibel ist jede und jeder unmittelbar zu der entscheidenden und einzigen (sola scriptura!) Quelle kirchlicher und theologischer Erkenntnis.

Ein Jahr später (1520) verfasste Luther seine Adelschrift und schreibt:

»Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und es ist zwischen ihnen kein Unterschied als allein des Amts halber [...]. Demnach also werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweiht. [...] was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, daß es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei, obwohl es nicht jedem ziemt, solches Amt auszuüben.«³

Alle sind Priester – aber warum eigentlich sind manche Pfarrer?

² WA 6,407, 13ff.22f., hier zitiert nach: Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, hg. v. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt/M. 1982, 155.

³ WA 6,407, 13ff.22f.; 408, 11f., hier zitiert nach Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, aaO., 155.156f.

Dies ist und bleibt die pastoraltheologische Grundfrage der Reformation. Und jede Generation, ja, jeder Pfarrer/jede Pfarrerin muss darauf in ihrem/seinem Leben eine Antwort finden. Die Logik der Reformatoren an dieser Stelle war freilich recht einfach: Es gibt Pfarrer, weil nur dann *alle* Priester sein können, wenn es diejenigen gibt, die dem Chaos wehren, das entstünde, wenn alle wirklich gleichzeitig und öffentlich als Priester wirken wollten.

Aber das ist nur der formale Aspekt. Wichtiger ist der inhaltliche: Die Pfarrer braucht es, weil es *das Wort* braucht, damit Menschen Priester sein und als Priester leben können: *das äußere Wort*, das niemand sich selbst sagen kann (paradoxe Weise natürlich auch die Pfarrer sich nicht selbst sagen können, weswegen auch evangelische Pfarrer, um Priester sein und bleiben zu können, auf diejenigen angewiesen sind, die ihnen zum »Pfarrer«, zum Repräsentanten und Kommunikator des äußeren Wortes werden!). Pfarrer (und Pfarrerinnen) sind dafür da, *das verbum externum* zu sagen, das Wort, das Menschen herausholt aus ihren Selbstdeutungszirkeln, das ihre Füße auf weiten Raum stellt und sie aus Sündern immer neu zu Gotteskindern macht. »Dir sind deine Sünden vergeben!« »Christi Leib – für dich!« »Der Herr segne dich und behüte dich ...« Pfarrer sind, in der Logik der Reformation⁴ *das institutionalisierte verbum externum* – nicht mehr, nicht weniger. Weil es *dieses Wort* braucht, braucht es Pfarrer. Nur deshalb. Nicht, weil diese so besonders gut Kindergärten verwalten, Bauprojekte beaufsichtigen oder in die Höhen (oder besser Tiefen) der kirchlichen EDV einsteigen könnten ...

1.2 Eine reformatorische Grundidee und ihre (nicht nur) liturgischen Aporien

Alle sind Priester – und manche sind Pfarrer.

So weit – so logisch! Und auch so gut gedacht, wie ich finde! Die Existenz von Pfarrern und das allgemeine Priestertum hängen unmittelbar zusammen, bedingen einander und bringen einander wechselseitig hervor. – Der Gottes-

⁴ Vgl. nur die bekannten und in diesem Zusammenhang immer wieder zitierten Artikel V, VII und XIV der CA.

dienst ist m.E. ein gutes Feld, auf dem deutlich werden kann, was das genau bedeutet, wo aber auch die Schwierigkeiten beginnen.

Die Reformation träumte den Traum von einem Gottesdienst, der *zwei aktive Subjekte* kennt: Gott und die Gemeinde! Nur diese beiden! Die seit dem 19. Jahrhundert »Torgauer Formel« genannte Sentenz Martin Luthers aus seiner Torgauer Kirchweihpredigt vom 5.10.1544 bringt dieses Geschehen auf den Punkt.⁵ Nichts anderes, meinte Luther, solle in diesem neu entstandenen Torgauer Kirchengebäude geschehen, als dass »[...] unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir widerumb mit jm reden durch Gebet und Lobgesang.«⁶ Nur die beiden sind aktiv: Gott, der das erste Wort hat, und »wir« (die Gemeinde), die auf dieses Wort antwortet durch »Gebet und Lobgesang«. Gottesdienst ist Gott-menschlicher Wortwechsel. Aber das klingt für neuzeitliche Ohren zu individualistisch: Gottesdienst ist Gott-gemeindlicher Wortwechsel.

Schön und gut. Aber da sind doch auch die Pfarrer! Richtig, sagt Luther. Und wird in der Torgauer Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis 1544, aus der dieser Satz stammt, nicht müde, die Rolle des Pfarrers gegenüber der Bedeutung der Gemeinde zu relativieren. »[...] wir sind alle Priester«, sagt Luther 1 Petr 2 aufnehmend gleich zu Beginn dieser Predigt.⁷ Und von sich als Prediger meint er: »[...] das[s] ich ein Prediger bin, dazu hat mir Gott die gnad gegeben, aber daneben befohlen, das[s] ich mit solcher gabe mich nicht überheben sol, | sondern herunter faren und jederman dienen zu seinem heil [...].«⁸

Damit macht Luther in seiner eigenen (späten: 1544!) Predigt zur Torgauer Kirchweihe wahr, was er schon früh *in liturgicis* fordert: »Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursache aus der Schrift« (1523).⁹ Diese kleine Schrift mit dem barocken Titel ist nichts anderes als der Versuch, die Frage nach der *Autorität* in der Kirche neu zu regeln

und das konkret weiterzuführen, was er 1519 epistemologisch erkannt und 1520 als Priestertum der Getauften formuliert hatte. Luthers Gedanke: Durch die Verkündigung des Evangeliums wird Christus selbst gegenwärtig. Nur die Gemeinde aber kann erkennen (das ist Rezeptionsästhetik avant la lettre!), ob wirklich das Evangelium verkündigt wird – und hat daher Recht und Macht, »über die Lehre zu urteilen«.¹⁰

Der Traum der Reformation: Gottesdienst als Gott-gemeindliche Sprachgemeinschaft, als Wechselrede dieser *beiden* aktiven Subjekte. Und ein Pfarrer, der sich nur einordnet in die erste Person Plural der Gemeinde – ein »Amtmann« und »Amtsträger«, aber nun gerade nicht im hierarchischen Sinn, sondern im *liturgischen*: als der, der einen Dienst für andere tut (durch Wort und Sakrament).

Der Traum der Reformation – so schön er klingen mag, faktisch durchzuhalten und zu gestalten war er nicht!¹¹ Das zeigt sich m.E. besonders an der Rolle, die bald die *Predigt* im evangelischen Gottesdienst gewann. So sehr Luther – etwa in seiner Torgauer Predigt – rhetorisch versucht, den Prediger in die Gemeinde einzuordnen, so sehr die Reformatoren das Predigtamt *funktional* bestimmen und auf das Gott-gemeindliche Kommunikationsgeschehen beziehen, so wenig waren diese Versuche von Erfolg gekrönt. Im Gegenteil entwickelte sich der Prediger in dem Maße zur eigentlichen liturgischen Autorität und zum problematisch hierarchischen Gegenüber der Gemeinde, wie die Predigt das unbestreitbare Zentrum des gottesdienstlichen Geschehens einnahm.

Die traditionale bzw. institutionelle Autorität trat in der Reformationszeit tatsächlich zurück (auch im Blick auf den Gottesdienst), die personale Autorität (des Predigers/des Pfarrers) wurde dafür umso wichtiger.¹² Ausgerechnet die

Gemeinde, um deren *participatio actiosa* es Luther so deutlich gegangen war, tritt in den Hintergrund und wird in der Entwicklung des evangelischen Gottesdienstes nach und nach auf ihre primäre Rolle als Rezipientin der Predigt zurückgedrängt. Von dem Subjekt, das – nach Luther – die liturgische Autorität tragen soll, ist dann nicht mehr viel wahrzunehmen. Die Gemeinde sitzt vielmehr arretiert auf ihren Plätzen in den Kirchenbänken und hoch über oder weit vor ihr ist der Pfarrer auf der Kanzel oder am Altar der entscheidende liturgische Handlungsträger. Die reformatorische Kritik am Priesterbild der römischen Kirche lässt sich nun auch gegen die evangelischen Pfarrer ins Spiel bringen. Und dass da – in den Reihen – die *Priester* sitzen und vorne nur ein *Diener* steht, wird zunehmend unsichtbar.

1.3 Eine reformatorische Grundidee – und gegenwärtige Problemanzeigen *Alle sind Priester – und manche sind Pfarrer.*

Vielleicht ist das damit Gesagte die am häufigsten behauptete und am wenigsten realisierte Idee in 500 Jahren Protestantismus. Und das ist zunächst gar nicht die Schuld von irgendjemandem (etwa von böswilligen Pastoren, die ihre Gemeinden kleinhalten und sich selbst in die unangefochtene Spitzenposition katapultieren wollen, oder von unwilligen Gemeindegliedern, die kirchliche Angebote lieber als Servicedienstleistungen einer Organisation konsumieren möchten, anstatt selbst aktiv zu Priestern und Priestern zu werden); es ist vielmehr ein Zusammenhang, aus dem sich nur überaus schwer entkommen lässt und den Sie alle aus eigener Erfahrung in Ihren Gemeinden oder sonstigen Dienstzusammenhängen kennen. Dazu nur einige aktuelle Beobachtungen:

- In Dänemark hat Marianne Gaarden eine empirische Studie zum lutherischen Gottesdienst durchgeführt, für die sie Gruppengespräche nach erlebten Gottesdiensten führte.¹³ Diese sollten zunächst ganz offen mit Eindrücken aus dem Gottesdienst beginnen. Das erste, worüber die Gruppen der

(1980), 36–40.

¹³ Vgl. Marianne Gaarden, Den emergente prædiken: en kvalitativ undersøgelse af mødet mellem prædikantens ord og den situerede kirkegænger i gudstjenesten, Aarhus 2014; vgl. dies., The Living Voice of the Gospel needs a Preacher, in: Jan Hermelink/Alexander Deeg (Hg.), Viva Vox Evangelii. Reforming Preaching, Studia Homiletica 9, Leipzig 2013, 181–192.

⁵ Vgl. zur katholischen Rezeption der Torgauer Formel auch SC 33.

⁶ WA 49,588, 15–18.

⁷ WA 49,590.

⁸ WA 49,606f.

⁹ WA 11, 408–416; hier zitiert nach: Martin Luther, Ausgewählte Schriften, Bd. 5, hg. v. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt/M. 1990, 7–18.

¹⁰ AaO., 9.

¹¹ Schon Luther wusste und merkte, dass es damit nicht so einfach ist. Als er 1526 seine »Deutsche Messe« als seine erste deutschsprachige Messe vorlegte, träumte er in seiner berühmten »Vorrede« von drei Gestalten des evangelischen Gottesdienstes. Die dritte Gestalt war dabei ein von jeder Ordnung weit entfernter »freier« Gottesdienst, den Schleiermacher als Fest des Glaubens in der unmittelbaren Zirkulation des Evangeliums bezeichnet hätte. Allein mir fehlen die Leute, sagte Luther dazu. Kurz: die Priester, die wissen, dass sie das sind und so leben.

¹² Vgl. generell zur Unterscheidung institutioneller und personaler Autorität Eberhard Amelung, Art. Autorität. III Ethisch, in TRE 5

Menschen, die gerade einen Gottesdienst gefeiert hatten, ins Gespräch kamen, waren die Liturgin/der Liturg, in aller Regel also der Pfarrer/die Pfarrerin, die Person und wie sie wirkte, die erlebte oder vermisste »Authentizität«. Danach ging es um die Predigt (wieder also um das, was genau diese Person verantwortet hat!) – und erst dann kam Weiteres zur Sprache.

- Auch die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung bestätigt erneut die Zentralstellung des Pfarrers/der Pfarrerin in der öffentlichen Wahrnehmung von Kirche und Gemeinde. Das zeigt sich z.B. in der nach wie vor gegebenen Zentralität der Predigt. 93,2% (ein Wert, der noch nie in einer KMU so hoch war!) sagen, ein Gottesdienst solle vor allem eine gute Predigt enthalten.¹⁴ Das zeigt sich aber auch in der zum ersten Mal durchgeführten Netzwerkanalyse. Pfarrerinnen und Pfarrer sind die Zentralstellen im Netzwerk der Gemeinde, stehen dort, wo sich die ‚dicken Knoten‘ gemeindlichen Netzwerks befinden.¹⁵ Gleichzeitig sind Pfarrerinnen und Pfarrer die zentralen Ansprechpartnerinnen und -partner – gerade für die distanzierteren Gemeindeglieder. Je näher sich Menschen an Schnittstellen gemeindlicher Kommunikation befinden, desto stärker kommen auch andere Mitarbeitende in den Blick; je weiter distanziert sie von diesen kommunikativen Zentren sind, umso wichtiger wird der Pfarrer/die Pfarrerin.
- Die Zentralstellung zeigt sich sogar bei einer Frage, die inzwischen etwa im »Deutschen Pfarrerblatt« eine Diskussion ausgelöst hat. »Fällt Ihnen eine Person ein, die Sie mit der evangelischen Kirche in Verbindung bringen«, so wurden die Teilnehmenden an der Untersuchung gefragt. Klar, dass bei dieser Frage nach *einer* Person, Jesus und Gott eine Rolle spielen (etwas dramatisch ist es freilich, dass diese beiden deutlich schlechter abschneiden als Luther, der aber der unangefochtene Held der Um-

frage ist). Daneben gibt es dann ein paar Eliteprotestanten, die genannt werden. Aber deutlich mehr Menschen erwähnen *namentlich* einen Pfarrer oder einen Mitarbeiter der Gemeinde bzw. tun dies allgemein.¹⁶

2/K2 Personen (in) der evangelischen Kirche (in Prozent)

| | EV N = 2016 | Ausgetretene N = 603 | KL N = 408 |
|--|----------------|-------------------------|---------------|
| Fällt Ihnen eine Person ein, die Sie mit der evangelischen Kirche in Verbindung bringen? | | | |
| Jesus und Gott | 10,6 | 10,7 | 12,1 |
| Luther | 26,1 | 24,3 | 17,5 |
| Käßmann, Gauck usw. | 10,9 | 20,3 | 18,1 |
| Pfarrer und kirchliche Mitarbeitende allgemein | 8,4 | 8,9 | 7,9 |
| namentlich genannte Pfarrer und kirchliche Mitarbeitende | 21,2 | 2,3 | 1,5 |
| Personen aus Bibel und Kirchengeschichte | 3,7 | 6,1 | 3,0 |
| sonstige | 8,6 | 5,1 | 2,8 |
| niemand | 10,4 | 22,4 | 37,2 |

1.4 Eine reformatorische Grundidee – und vier Faktoren, die es ihr nicht leicht machen

Alle sind Priester, manche sind Pfarrer.

So korrekt dieser Satz in theologischer Perspektive sein mag, so wenig entspricht er doch der Realität in evangelischen Gemeinden und Kirchen gegenwärtig. Die Faktoren, die zur Zentralstellung des Pfarramts führen und dazu, dass es das allgemeine Priestertum nicht leicht hat, sind vielfältig. Nur vier seien kurz benannt:

1. Niklas Luhmann hat die Entwicklung neuzeitlicher Gesellschaften als eine Entwicklung der funktionalen Differenzierung beschrieben, die genau darauf hinausläuft, dass die »Gate-Keepers« in den einzelnen Funktionsbereichen in besonderer Weise aufgewertet werden. Isolde Karle hat auf dieser Grundlage ihre pastoraltheologische Professionstheorie entwickelt.¹⁷
2. Eine weitere neuzeitliche, vor allem aber seit dem 19. Jahrhundert beobachtbare Entwicklung hat Richard Sennett beobachtet: die generelle Zurückdrängung öffentlicher Rollen. Immer mehr wurde das Persönliche wichtig und das Private nach außen gekehrt (auf die Straße getragen). Kurz gesagt:

Ich bin nicht mehr etwas, weil ich »Pfarrer« bin (und diese öffentliche Rolle begleite), sondern weil ich ein *netter, freundlicher, intelligenter* Mensch – und als solcher eben *auch* Pfarrer bin. Sennett erkannte übrigens die Problematik dieser Ent-

wicklung sehr deutlich und sprach von der »Tyrannei der Intimität«: Wenn zunehmend die Person all das tragen muss, was früher einmal das »Amt« tragen konnte (vgl. Volker Drehsen¹⁸),

dann ist das eine totale und daher tyrannische und tyrannisierende Forderung.¹⁹

3. In den vergangenen Jahrzehnten veränderten sich die medialen Wahrnehmungsstrukturen. Es sind nicht nur die Inhalte entscheidend (das war freilich noch nie so!), aber zunehmend wird die Weise der »Präsentation« wichtig. Marshall McLuhan formulierte pointiert: »The medium is the message.« Damit konzentriert sich auch öffentliche Kommunikation im Kontext der Religion auf die »Medien« dieser Kommunikation – und als solche werden (wie wir gesehen haben) zentral die Pfarrerinnen und Pfarrer wahrgenommen.
4. Insgesamt ist wohl auch ein Phänomen zu beobachten, das ich Partizipationsdilemma nennen würde. Partizipation ist mehrdeutig und wird individuell überaus unterschiedlich verstanden. Für den einen ist es ein überaus hohes Maß an Partizipation (und übrigens auch: Identifikation!), am Sonntagmorgen in den Gottesdienst zu gehen, sich einen Platz hinter einer Säule zu suchen und dort für eine Stunde seinen Gedanken nachzuhängen. Andere nehmen

14 Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 480.
15 Vgl. aaO., 387f.

16 Vgl. hierzu auch Herbert Dieckmann, »KMU-Schock« für alle »Gemeinde-Verächter«, Selbst die Großstadt-Kirche ist noch gemeinde- und pastorenorientiert, in: DtPfrBl 116, H. 3, 163–165.

17 Vgl. Isolde Karle, Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, PThK 3, Gütersloh 32001.

18 Vgl. Volker Drehsen, Vom Amt zur Person. Wandlungen in der Amtsstruktur der protestantischen Volkskirche. Eine Standortbestimmung des Pfarrberufs aus praktisch-theologischer Sicht, in: IJPT 2 (1998), 263–280.

19 Vgl. Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, übersetzt v. Reinhard Kaiser, Berlin 2008.

solche Partizipation aber als defizitär wahr: Wieso bleibt dieser Mensch so passiv? Es gibt positiv erlebte Partizipation, die den Partizipationsidealen der anderen nicht entspricht. Wenn es dumm läuft, wird diese als Defizit wahrgenommen und eher verhindert. Das zeigt – und hier beginnt das Dilemma: Gerade dort, wo Pfarrern und Pfarrer versuchen, dem Priestertum *aller* Gestalt zu geben, wird nicht selten ein *kleiner Kreis* von Menschen, die als hochverbunden gelten können und sich in den Zentren gemeindlicher Netzwerke aufhalten, motiviert, mitzutun und aktiv zu sein. Dies kann paradoxe Folgen haben, auf die etwa Hanns Kerner im Blick auf den Gottesdienst hingewiesen hat. Die empirischen Untersuchungen, die Kerner durchführte, zeigen z.B., dass hoch engagierte Gemeindeglieder sowie Pfarrern/Pfarrerinnen und andere Hauptamtliche zu den wenigen gehören, die Gottesdienste sehr regelmäßig besuchen. Bei diesen wenigen kommt dann schon einmal das Gefühl auf, dass es erstens ganz nett wäre, wenn es auch am Sonntagvormittag mal ein wenig Abwechslung gäbe, und dass zweitens auch mal andere Leute was im Gottesdienst übernehmen könnten. Aus der Logik derer, die nur sehr selten am Sonntag in den Gottesdienst gehen, bedeutet diese Abwechslung aber, dass der Gottesdienst heute anders und nicht mehr so ist wie früher/wie gewohnt. Sie bedeutet unter Umständen, dass die seltenen Gottesdienstbesucher sich weniger zurechtfinden – und angesichts der vielen und anderen Akteure eher verwirrt sind. – Das ist nur ein Beispiel. Aber es zeigt die Gefahr, dass die Übernahme von Leitungsverantwortung durch Hochengagierte – so sehr sie unbedingt gewünscht ist – auch Gefahren und Probleme beinhaltet, wenn dadurch die Perspektiven der distanzierteren Gemeindeglieder, der *Mit-Priester*, der anderen Getauften nicht vorkommen oder nicht beachtet werden. Die Tatsache, dass dann manche ihre Rolle als *Priester* explizit und sichtbar wahrnehmen, könnte im Extremfall dazu führen, dass andere noch viel weniger *Priester* sind als zuvor.

2. Die Zentralfigur oder: wechselseitige Verstärken und Verschärfungen eines Problems

Bisher habe ich die Problematik im Wechselspiel von Pfarramt und allgemeinen Priestertum der Getauften als eine *paradoxe* Grundspannung beschrieben, die evangelischem Kirchenverständnis seit 500 Jahren eingeschrieben ist. Nun kommt das Aber: Es ist nicht ganz so, dass unsere Berufsgruppe, unser »Amt«, das Pfarramt, ganz unschuldig wäre an dieser nicht gerade großen Erfolgsgeschichte des »allgemeinen Priestertums« (ob es übrigens tatsächlich einen großen Beitrag zur Entwicklung neuzeitlicher Demokratie leistete, wie jetzt wieder vom Leitungskreis Reformationsjubiläum vollmundig verkündet wurde, wage ich ebenfalls eher zu bezweifeln). Es gibt Probleme, die bei uns und unserem Handeln liegen. Denn klar ist doch auch: Die Rolle im Zentrum des Netzwerks, die von vielen wahrgenommene und von nicht wenigen geschätzte Zentralrolle im System der Gemeinde und darüber hinaus in bürgerschaftlichen Kontexten, ist nicht nur unangenehm. Gerade in Zeiten, in denen intensiv über die Frage pastoraler Identität diskutiert wird, tut es ja auch gut, als Pfarrer und Pfarrerin wichtig zu sein und gebraucht und geschätzt zu werden. Dies aber führt durchaus dazu, dass – vorsichtig gesagt – die evangelische Pfarrerschaft nicht immer alles unternimmt, um das Problem zu entschärfen und dem Priestertum aller entgegen zu arbeiten.

Erneut paradox formuliert ist derjenige, der derzeit am intensivsten versucht, ein *evangelisches* Modell des geistlichen Amtes zu leben, der Bischof von Rom. Aber gleichzeitig zeigt Franziskus, wie ambivalent sich dies gestaltet. Da betritt er nach seiner Wahl den Balkon auf dem Petersplatz, sagt »Buona sera!« und fordert die Umstehenden dann auf, für ihn zu beten. Er selbst, der nun ein Amt bekleidet, das Generationen das Amt des *pontifex maximus* genannt haben, kniet im Gebet nieder und vereinigt sich in seinem Gebet mit dem Gebet der anderen. Welcher Akt könnte *priesterlicher* sein, als der, für andere vor Gott einzutreten im Gebet? Kurz: Mit dieser schlichten Aktion unmittelbar zu Beginn seines Episkopats als Bischof von Rom (wie er sich selbst bescheiden nennt!) macht er die anderen zu Priestern in der Fürbitte für ihn. Das ist ein

wahrhaft evangelisches Amtsmodell! Aber: genau dies wird in den Medien wahrgenommen und entsprechend als herausragend bzw. beinahe sensationell »verkauft«. Gerade die Geste der Bescheidenheit wird so paradoxerweise zu einem Aspekt, der die Besonderheit dieses Papstes betont.

Dazu gehört auch die schöne Legende, er habe, als man ihm nach seiner Wahl die Mozetta, den Schulterumhang aus rotem Samt, umlegen wollte, unwirsch reagiert. Und auch die roten Schuhe, die ihm Guido Marini, der päpstliche Zeremonienmeister, reichte, wies er zurück und soll gesagt haben: »Das können Sie anziehen. Der Karneval ist vorbei.«²⁰ In der Mediengesellschaft verbreitete sich nicht nur diese Geschichte rasend schnell, sondern wird gerade die ostentative Bescheidenheit dieses Papstes in seinem Kleidungsstil zu einem, diesen Papst in besonderer Weise heraushebenden Merkmal. Er wird zum Star, gerade weil er so bescheiden sein will! Der medial wahrgenommenen Zentralität entgeht man nicht, indem man anders handelt. Das mindestens lehrt der Papst. Aber man schafft es, Zeichen zu setzen, die bei diesem Papst ja weit mehr als die Worte wahrgenommen werden und Haltungen und Einschätzungen verändern. Das gilt für seine demonstrativen Besuche bei den Flüchtlingen auf Lampedusa zu einer Zeit, als noch kaum jemand in Europa die Bedeutung der »Flüchtlingskrise« ernsthaft wahrnahm. Das gilt für die Fußwaschungen von Angehörigen anderer Religionen, von Frauen, von Gefangenen, von Asylsuchenden oder etwa für seinen Besuch auf Lesbos im April 2015. In dem großen Interview mit »La Civiltà Cattolica« vom August 2013 beschreibt Franziskus die prophetische Rolle der Kirche: »Prophet zu sein, bedeutet manchmal, laut zu sein – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Prophetie macht Lärm, Krach – manche meinen ›Zirkus‹. Aber in Wirklichkeit ist es ihr Charisma, Sauerteig zu sein [...].«²¹ Es ist die Chance der Zentralfigur, Zeichen zu setzen. Wenn wir schon als Zentralfigur wahrgenommen werden (freilich: weit weniger als der Papst und Gott sei

²⁰ Hier zitiert nach <http://www.faz.net/aktuell/politik/die-wahl-des-papstes/der-vatikan-unter-papst-franziskus-der-karneval-ist-aus-12125804.html>, letzter Zugriff am 28.06.2016.

²¹ Zitiert nach http://www.stimmen-der-zeit.de/zeitschrift/online_exklusiv/details.html?k_beitrag=3906412, letzter Zugriff am 28.06.2016.

Dank nicht immer so medial verstärkt!), dann gilt es in besonderer Weise darauf zu achten, *welche* Zeichen wir setzen. Und zumindest dafür Sorge zu tragen, nicht so zu handeln, dass die Idee vom Priestertum aller durch unser Agieren noch weiter in den Hintergrund tritt. Auch auf die Gefahr hin, mich sehr unbeliebt zu machen, erwähne ich zwei dieser m.E. kontraproduktiven Zeichen:

1. Wenn eine Ordination gefeiert oder eine Kollegin im Amt eingeführt wird, dann ist es Tradition und gute Sitte, dass dazu auch die anderen Amtskolleginnen und -kollegen eingeladen werden. Aber wer kam eigentlich auf die Idee, dass man dann am besten einen langen Zug in schwarzem Talar gehüllter Ordinierter vor den Augen der Gemeinde vorführen sollte, für die Sonderplätze in einer ansonsten oftmals brechend vollen Kirche reserviert werden, obwohl die allermeisten der Herren und Damen im schwarzen Talar liturgisch keine Funktion in diesem Gottesdienst haben?

Der schwarze Talar wird hier zu dem, was er lutherischem Verständnis nach nicht sein sollte und nicht sein darf. Er wird zur *Amtstracht* anstatt ein funktional liturgisches Kleidungsstück zu sein! Natürlich: Symbole lassen sich unterschiedlich deuten. Was die einen als Symbol der Geborgenheit in der Gemeinschaft der Ordinierten interpretieren mögen, kann für die anderen – scharf formuliert – zum Symbol der Trennung im Leib Christi zwischen denen, die darin wichtiger sind, und denen, die eben auch noch dazugehören, werden.

Freilich gibt es zwischen diesen beiden Polen auch noch eine Menge anderer möglicher Assoziationen und Interpretationen: Ist ja interessant, so mag jemand denken, wer bei uns im Dekanat/Kirchenkreis so alles Pfarrer und Pfarrerin ist! Schau' mal an, mag ein anderer denken, es gibt ja wirklich immer mehr Pfarrerinnen. Wie schön! Oder: Dem Pfarrer XY hat der Talar das letzte Mal aber auch noch besser gepasst. Hat ganz schön zugelegt! Oder: Wieso eigentlich tragen evangelische Pfarrer und Pfarrerinnen immer noch dieses trübsinnig schwarze Kleid ... Was wird *die Gemeinde* denken, wenn all die Schwarzen kommen und einziehen? Die so formulier-

te Frage zeigt freilich genau das Problem, denn sie macht den Unterschied zwischen »der Gemeinde« und den Pfarrern gerade auf, um den es doch reformatorisch nicht gehen darf. *Alle sind Priester, manche sind Pfarrer*. Umgekehrte Zeichen müssten wir m.E. setzen. Wer liturgisch aktiv ist, zeigt dies durch den Talar und macht damit auch deutlich, dass es nicht um die eigene Individualität geht, sondern um den Auftrag, der mit der Ordination einhergeht. Diejenigen, die keine liturgische Funktion haben, müssten sich dann aber bewusst als Pfarrerinnen und Pfarrer einreihen in die Gemeinde, in die Bänke, in denen die Mit-Priesterinnen und Mit-Priester sitzen. Würde dadurch die Verbundenheit der Ordinierten, die immer wieder als Argument angeführt wird, weniger sichtbar? Ich meine: nein – und endlich einmal würde erkennbar, wie wir Gemeinde und Kirche verstehen.²²

2. Ein weiteres gegenläufiges Zeichen erwähne ich: das Brustkreuz als Amtskreuz ab einem bestimmten Status in der geistlichen Hierarchie und der kirchlich-beamtenrechtlichen Besoldung. Je wichtiger jemand ist und je mehr er oder sie in der Kirche verdient, desto größer, schwerer und teurer ist in der Regel das Kreuz, das er oder sie über dem Talar trägt. Eine merkwürdige Nutzung des Kreuzes – als eine Art innerkirchlich-hierarchisches Rangabzeichen.

Der Ursprung liegt in der Kirche des Mittelalters. Bischöfe begannen in der römischen Kirche ein Brustkreuz zu tragen – nicht als liturgisches Kleidungsstück, sondern als Amtszeichen. Auch wenn die Geschichte des Amtskreuzes nicht geschrieben ist, ist es m.E. evident, dass diese Kreuze im 16. Jahrhundert im evangelischen Bereich abgeschafft waren und nicht mehr getragen wurden. Den ersten Beleg für die Wiedereinführung habe ich im frühen 19. Jahrhundert gefunden. Friedrich-Wilhelm III. führte 1826 im Zuge seiner

22 Wenn dann der/die Dekan/in, Oberkirchenrat/rätin die mitten in der Gemeinde sitzenden Pfarrerinnen und Pfarrer z.B. im Kontext der Begrüßung bittet, einmal kurz aufzustehen, würde die Gemeinschaft der Ordinierten und die Gemeinschaft aller Priester im Leib Christi sichtbar.

Kirchenreformschritte erstmals im evangelischen Bereich auch einen Bischofstitel ein (konkret wurden einige General-Superintendenten mit dem Titel »Bischof« ausgezeichnet). Das Ziel war, die evangelische Geistlichkeit gegenüber dem katholischen geistlichen Personal im Ansehen zu heben. Äußerlich wurde bestimmt, dass der bischöfliche Talar sowie die bischöfliche Kopfbedeckung aus schwerem seidenem Stoff bestehen sollten und dass der Bischof zusätzlich ein Brustkreuz aus Gold tragen sollte. Der Erfolg scheint eher gering gewesen zu sein, so dass nach den Ernennungen in den 1820er Jahren keine weiteren mehr erfolgten.²³

Das Kreuz, das Symbol radikaler Kenosis, als Rangabzeichen? M.E. ist das ein Irrweg, den wir dringend verlassen sollten – oder dadurch korrigieren, dass wir *allen* Getauften, allen Pfarrerinnen und Priestern unserer Kirche gleich bei der Taufe ein Umhängekreuz schenken, das dann aber auch nicht kleiner sein darf als das des Landesbischofs unserer Kirche.

Es mag scheinen, dass ich mich an Kleinigkeiten abarbeite (oder an dem Komplex des Universitätsangehörigen, der eben »leider« kein Amtskreuz besitzt). Aber als Liturgiker habe ich gelernt, dass es »Kleinigkeiten« gerade im Symbolkontext nicht gibt. Symbole werden wahrgenommen – manchmal weit mehr als Worte! Und es gilt daher zu fragen, wie sie gesetzt werden und was wir damit tun. In Zeiten einer gewissen Verunsicherung im Blick auf die pastorale Rolle und Identität ist es ja durchaus verständlich, dass Identitätssymbole eine Rolle spielen. Ein neuer Trend zu Kollarhemd und eindeutiger pastoraler Erkennbarkeit ist seit Jahren zu beobachten. Pastoraltheologisch geht dies etwa einher mit einer Wertschätzung der Pastoraltheologie von Manfred Josuttis, der Pfarrerinnen und Pfarrer als »[F]ühre[r] in die verborgene und [...] verbotene Zone des Heiligen«

23 Vgl. zu alledem Heinrich-Andreas Pröhle, *Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinden*, Berlin 1858, 88. Friedrich Wilhelm III. wollte übrigens, dass am besten alle Geistlichen/Pfarrer ein goldenes Amtskreuz tragen sollten

bezeichnet.²⁴ Gerade bei Studierenden erlebe ich große Faszination für diesen Ansatz, der zwar in seiner Intention durchaus dem Priestertum aller entgegenarbeiten möchte, seine Faszination aber vor allem aus einer Beschreibung der Berufsrolle gewinnt, die das Gegenüber von Pfarrer und Gemeinde deutlich hervorhebt.

3. Vom Ort des Pfarrers/der Pfarrerin – eine Meditation mit Fra Angelico

Die gegebene und zugleich prekäre Zentralität des Geistlichen auch im evangelischen Kontext lässt sich nicht abstellen. Und sie steht nur dann einer Kirche des Priestertums aller Getauften nicht im Weg, wenn wir immer wieder fragen, was es heute heißt, ein evangelischer Pfarrer, eine evangelische Pfarrerin zu sein. Damit komme ich nach den kritischen Beobachtungen zu meinem konstruktiven Teil und beginne mit einer kurzen Betrachtung eines Bildes.

Fra Angelicos Darstellung der »Annunciation«, der »Verkündigung« der Botschaft von der Geburt Jesu an Maria, entstand in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Dominikanerkloster San Marco in Florenz. Was vor allem auffällt ist das, was das Bild *nicht* zeigt. Vergleicht man Fra Angelicos Darstellung mit anderen etwa zeitgleichen Verkündigungsbildern, wird dies deutlich. Die »Verkündigung« geschieht – und das Entscheidende bleibt »leer«!²⁵



24 Manfred Josuttis, Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh 2006, 18.

25 Fra Angelicos Verkündigung https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0b/Fra_Angelico_049.jpg – Vergleichsbild: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/6a/Lucas_van_Leyden_008.jpg.

Es ist, als würde Fra Angelico das Unnötige wegnehmen und gerade dadurch Raum schaffen für das Geschehen der *Verkündigung*. Für das, was nicht einfach gesagt werden kann und nicht schon längst einfach so da ist. Für das, was keine Kirche verwaltet, kein Pfarrer hat und austeilte, keine Pfarrerin verständlich macht und herunterbricht, damit es auch der letzte und die letzte verstehen können.

Fra Angelico hat einen Mönch mit ins Bild gemalt: Dominikus, den Heiligen und Ordensgründer (1170–1221).²⁶ Es ist auffällig, wo er steht: Fra Angelico hat ihn so weit an den Rand gemalt, wie es nur irgend malerisch möglich war. Hinter einer Säule steht er ehrfürchtig, aber aufmerksam, mit gesenktem Kopf und zum Gebet aneinander geführten Händen. Er ist einer, der das, was hier geschieht, auf keinen Fall stören will, der sich auch nicht einmischt in diese besondere Gott-menschliche Interaktion, vermittelt durch den Engel: »Sei gegrüßt, du Begnadete, der Herr ist mit dir!« (Lk 1,28).

Und doch ist er jemand, der sich in der Nähe aufhält, der nah dran ist an dem Ort der unmittelbaren Gottesrede im Mund des Engels. So wird ausgerechnet der Heilige Dominikus in der Darstellung Fra Angelicos für mich zu einer Figur, die ich als pastorale Identifikationsfigur auch hier, zum 125-jährigen Jubiläum des bayerischen Pfarrerinnen- und Pfarrervereins vorschlage. Unsere Aufgabe könnte es sein, Menschen genau das zu



ermöglichen, was dieses Bild erzählt: die Kommunikation mit dem Engel, dem Transzendenten, mit Gott selbst. Menschen dorthin zu führen, wo ihnen diese Wirklichkeit begegnet. Menschen so zu begleiten, dass sie dieses Wort hö-

26 Vgl. Paul D. Hellmeier, Dominikus begegnen (Zeugen des Glaubens), Augsburg 2007.

ren – und dann: zurückzutreten hinter die Säule. Nicht wegzulaufen, aber sich auf keinen Fall in den Mittelpunkt zu schieben.

4. Pastorale Berufsbilder

4.1 Närrische Berufsperspektiven

Das Pfarramt ist strukturell als paradoxes Amt zu beschreiben.²⁷ Zwei Kollegen, einer aus den USA und einer aus Südafrika, Charles Campbell und Johan Cilliers gehen hier sogar noch einen Schritt weiter. Wer sind wir als Pfarrerinnen und Pfarrer, so fragen sie. Ihre Antwort lautet: Wir sind *Narren*. »Preaching Fools« heißt ihr Buch: »Predigende Narren«, »Narren, die predigen« – aber auch: »Eine Predigt, die zum Narren hält«. Im Deutschen lautet der Titel »Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit«. Nicht, »was die Welt zusammenhält«, macht uns als Pfarrerinnen und Pfarrer aus, sondern das, »was die Welt zum Narren hält«. Das Leitmotiv des Buches lautet: »The gospel is foolishness. Preaching is folly. Preachers are fools.«²⁸ Die beiden Homiletiker machen Ernst mit dem Zusammenhang von Inhalt und Form: Die Botschaft von einem Gekreuzigten, der sich als stärker erweist als alle Mächte und Gewalten, ist ebenso närrisch wie die Vorstellung, in einer Welt der Waffen, der Gewalt und des Terrors, der mächtigen Unternehmen und globalisierten Finanzströme durch das Wort auf der Kanzel etwas verändern und bewegen zu können. Aber genau das ist das Geheimnis – und bereits Paulus verkündigt die Torheit des Wortes vom Kreuz (1 Kor 1,18) und weiß daher, dass er ein »Narr um Christi willen« (1 Kor 4,11) ist.²⁹

27 Das haben viele erkannt. Etwa Karl Barth meinte: »Glaubwürdig werden wir nur durch das Wissen um unsere Unglaubwürdigkeit« (Karl Barth, Not und Verheißung der christlichen Verkündigung, in: ders., Vorträge und kleinere Arbeiten 1922–1925, hg. v. Holger Finze, Karl-Barth-Gesamtausgabe III, Zürich 1990, 65–97, 93).

28 Charles Campbell/Johan Cilliers, Preaching Fools. The Gospel as a Rhetoric of Folly, Waco (TX) 2012; dt. Übersetzung: Was die Welt zum Narren hält. Predigt als Torheit, übers. v. Dietrich Eichenberg, Leipzig 2015.

29 Vgl. aaO., 17f. »Paul's words have haunted us over the past few years. They have haunted us as we teach preaching in the midst of a world shaped by almost overwhelming powers of domination, violence and death. And the apostle's words have haunted us whenever we stand up to preach with nothing but a word in the midst of a world shaped by armies and weapons of mass destruction, by global technology and economy, by principalities

Campbell und Cilliers beschreiben einen Habitus, den sie für das Leben als Prediger (und auch für das Christsein!) für grundlegend halten und der die Bindung an die Hoffnungs- und Befreiungsgeschichte der Bibel mit einer theologischen und politischen Existenz in der Gegenwart verbindet. Zur Charakterisierung dieser Existenz greifen sie vor allem auf das in der Ritualtheorie Victor Turners entwickelte Modell der »Liminalität« zurück: Der predigende Narr lebt eine liminale Existenz, unterbricht seine Zuhörer in ihrem Alltag und führt auch sie durch seine Rede an die Grenze(n) zwischen der alten und der neuen Zeit, zwischen dem *nicht mehr* der alten Existenz und dem *noch nicht* der neuen,³⁰ zwischen der eigenen Subjektivität und der durch Christus gebrochenen Identität: »Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir« (Gal 2,20). Es ist eine Perspektive, die auf den Weg führt und immer wieder zum Aufbruch.³¹

Freilich: Wenn Paulus von sich als »Narren« spricht, dann wäre es doch etwas kühn, daraus zu folgern, dass wir – als evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer der Gegenwart – das auch *sind*.³² Aber ob wir nicht das Nürrische pflegen und kultivieren, wertschätzen und ausbauen sollten!? Es ist ja in vieler Hinsicht »nürrisch«, was ein Pfarrer im Kernbereich seines Amtes tut: Er/sie sucht beständig nach Sprache für das, worüber man nicht reden kann; sie bewegt sich dauerhaft an der Grenze dessen, was verständigen Menschen noch einleuchtet, und dessen, was »höher ist als alle Vernunft« (Phil 4,7); er praktiziert ritualisierte Handlungsformen, deren Funktionalität sich nicht in einem kausallogischen Zusammenhang ergründen lässt (er tauft und vertraut darauf, dass sich durch das Wasser der Taufe und den Glauben des Menschen die Existenz grundlegend verwandelt, er bezeichnet eine Oblate bzw. ein Stück Brot und einen Schluck Wein als Leib und Blut Christi ...); sie vertraut darauf, dass die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel trotz ihres Alters und ihrer Menschlichkeit das Potential haben, immer neu zu

Gottes Wort zu werden; ja, dass sogar ihre eigenen Worte als Wort der Predigt zu diesem göttlichen Wort werden können und so die Welt verändern.

Eine »Organisation«, die es sich leistet, an der nach außen am intensivsten wahrgenommenen Schaltstelle »Narren« zu beschäftigen, wäre in vieler Hinsicht eine betriebswirtschaftliche Unmöglichkeit, ist theologisch gesehen aber eine kirchliche Notwendigkeit. Es braucht den Narren in der kirchlichen Organisation, damit diese nicht sich selbst dient, sondern offen bleibt und auf der Grenze lebt. Und es braucht Pfarrerinnen und Pfarrer, die im Mittelpunkt stehen – und doch wissen, dass sie ihre Aufgabe dann erfüllen, wenn sie deswegen im Zentrum stehen, weil sie dieses Zentrum freimachen für die anderen und vor allem: für das, was der ganz Andere immer neu zu sagen hat.³³

Für diese Aufgabe sucht Gott irgendwie schon immer die Richtigen heraus! Merkwürdig: Der *Stotterer*, der Mörder und Flüchtling Mose wird zum Sprachrohr Gottes auf dieser Welt. Und Paulus, der von sich sagt (2Kor 11,6), er sei »ungeschickt in der Rede«, wurde auf dem Weg nach Damaskus berufen. Und hat dann ja auch – nach der Darstellung der Apostelgeschichte – so lange in Troas gepredigt, dass der arme junge Mann Eutychus diese Predigt nur mit Mühe überlebte: Von Schlaf übermannt fiel er vom dritten Stock herab und lag am Boden wie tot (Apg 20,6–12).

Als Narr zu leben – das ist bestimmt nicht leicht, hat aber doch eine wunderbare Leichtigkeit! Hans-Friedrich Schäfer schreibt, Eckart von Hirschhausen aufnehmend: »Ich selbst bin gerne Pfarrer – weil ich [...] sogar für das Beten, Nachdenken und Bibellesen bezahlte werde.«³⁴ Narren haben Selbstdistanz und Humor. Pfarrerinnen und Pfarrer hoffentlich auch. Und so ist das

33 Vgl. dazu im Blick auf die Liturgie auch Giorgio Agamben, *Opus Dei. Archäologie des Amtes*, Frankfurt/M. 2013. Agamben beschreibt den Priester als »paradoxales Subjekt« (50). Der Priester handelt, weiß aber, dass das eigentliche Subjekt seines Handelns ein anderes ist: Gott. Die Liturgie sei das »Paradigma einer menschlichen Aktivität [...], deren Wirksamkeit nicht vom Subjekt abhängt, das sie ins Werk setzt, und die dennoch auf das Subjekt als lebendiges Instrument angewiesen ist, um sich zu verwirklichen und ihre Wirkung zu entfalten« (54).

34 Hans-Friedrich Schäfer, »Ich bin gern Pfarrer!« Bericht des 2. Vorsitzenden bei der Herbsttagung, in: *KORRESPONDENZBLATT* 130 (2015), Nr. 11, 149–153, 149.

Pfarramt heute etwas, das es logisch gar nicht geben dürfte: die mit A13/14 bezahlte Verstetigung nürrischer Existenz.

4.2 *Flaneur, Abenteurer, Resonanzexperte – drei visionäre Konkretionen*

Und wie sieht sie nun genauer aus? Diese nürrische Existenz? Aus der jüngeren Literatur stelle ich drei Typen vor Augen. Nicht weil ich meine, wir müssten genauso sein wie eine von diesen. Aber doch weil ich denke, dass wir *Berufsbilder* brauchen, die sich nicht in Dienstordnungen und Anforderungskatalogen und Kompetenzbestimmungen erschöpfen (so wichtig all das ist!), sondern utopisch-befreiende Perspektiven bieten. Und weil ich mir ganz sicher bin, dass es nicht die *eine* Rolle für alle geben kann, sondern faktisch jede Kollegin und jeder Kollege die Freiheit braucht, sich eigene visionäre Rollenmodelle zu suchen, sich an ihnen eine Zeitlang abzuarbeiten, sie dann vielleicht auch wieder abzulegen und nach neuen Ausschau zu halten.

4.2.1 *Pfarrerinnen und Pfarrer als Flaneure auf den Spuren der Weltwirklichkeit Gottes (Albrecht Grözinger)*

Walter Benjamin hat vor einigen Jahrzehnten den Typ des *Flaneurs* beschrieben, jenen Menschen also, der ihm damals in den Pariser Boulevards und Passagen begegnete. Ziellose Aufmerksamkeit zeichnet den Flaneur aus. Was Goethe in seinem Gedicht »Gefunden« auf den Wald bezieht, ist für den Flaneur die Großstadt: »Ich ging im Walde so für mich hin/ um nichts zu suchen, das war mein Sinn.« Wie wir bei Goethe wissen, wird genau diese Ziellosigkeit zur Voraussetzung einer Begegnung, die verändert.

Flaneur – schon das Wort klingt herrlich anachronistisch. Albrecht Grözinger, der Basler Praktische Theologe, hält diesen Typus aber für gegenwärtig anregend.³⁵ Ich schließe mich dem gerne an. Theologinnen und Theologen als *Flaneure – unterwegs auf den Spuren der Weltwirklichkeit Gottes*. Das halte ich für eine durchaus mögliche Berufsbeschreibung. Dazu gehört der Mut, sich den Anforderungen des Funktionalen und Zielgerichteten zu entziehen. Dazu gehört die Bereitschaft zum Aufbruch – aus den immer schon bekannten Kontexten, aus

35 Vgl. Albrecht Grözinger, Wahrnehmung als theologische Aufgabe. Die Bedeutung der Ästhetik für Theologie und Kirche, in: Jörg Herrmann/Andreas Martin/Eveline Valtink (Hg.), *Die Gegenwart der Kunst. Ästhetische und religiöse Erfahrung heute*, 309–319.

and powers that overwhelm both by their seductiveness and their threat. Up against all of that, preachers speak for a few minutes from the pulpit [...]» (18).

30 Vgl. aaO., 39.

31 Vgl. auch Charles Campbell, *The Word on the Street: Performing the Scriptures in the Urban Context*, Eugene (Oregon) 2006.

32 Vgl. hierzu auch Manfred Josuttis, *Der Pfarrer ist anders*, München 1991.

der Amtsstube, dem Arbeitszimmer, dem Gemeindehaus. Und dazu gehört die von Erwachsenen viel zu schnell verlernte Fähigkeit, genau hinzusehen, den Blick vielleicht auch länger als gewöhnlich ruhen zu lassen – und so immer neu zu staunen. Vom *gedehnten Blick* hat der Schriftsteller Wilhelm Genazino einmal gesprochen. Und genau diesen haben Flaneure. Wenn sie als Theologinnen und Theologen flanieren, dann ist dies auch ein gedehnter Blick der Erwartung, Gott selbst inmitten unterschiedlichster Weltwirklichkeiten zu begegnen.³⁶

4.2.2 Pfarrerinnen und Pfarrer als Abenteuer der Nachfolge in einer nachchristlichen Gesellschaft (Stanley Hauerwas; William H. Willimon)

Schon 1989 erschien ein Buch der beiden US-amerikanischen Theologen Stanley Hauerwas und William H. Willimon mit dem Titel »Resident Aliens«, das Berndt Wannenwetsch nun übersetzt hat. »Christen sind Fremdbürger«, so lautet der Titel. Der Untertitel gefällt mir eher noch besser: »Wie wir wieder werden, was wir sind: Abenteuer der Nachfolge in einer nachchristlichen Gesellschaft«.

In der Tat: Nachfolge ist ein Abenteuer – und wird dies in unserer zunehmend säkularisierten und gleichzeitig pluralisierten Gesellschaft mehr und mehr. Hauerwas und Willimon gehen davon aus, dass die »Kultursynthese« des Abendlandes zwischen Christentum und politischer bzw. bürgerlicher Kultur mehr und mehr in Auflösung begriffen ist. Das bedeutet – so die beiden – die Chance zu einer »Gegenkultur« und so zu einer erneuerten politischen Praxis. »Die Kirche existiert heute als Gemeinschaft von Fremdbürgern in der Welt, eine kühne Kolonie von Gläubigen in einer Gesellschaft des Unglaubens.«³⁷ Das ist mir – offen gesagt – zu wenig *dialektisch* gedacht. Wir sind ja doch auch immer beides: die Gerechten und die Sünder, die Gläubigen und die Zweifler, diejenigen, die tief drin stecken in den Strukturen dieser Welt und die gleichzeitig gelegentlich den Kopf heben und

wissen, dass sie nicht mehr zu dieser alten Welt gehören. Aber was ich mag an diesem Buch, das ist der Begriff des Abenteurers. Er hat etwas Herausforderndes, befreiend Kindliches und hoffentlich auch Ansteckendes. Hauerwas und Willimon schreiben: »Pfarrer greifen zu kurz, wenn es ihnen nicht gelingt, unter ihren Gemeindegliedern einen Sinn für Abenteuer zu wecken.«³⁸ Im Blick auf das Pfarramt sind die beiden US-amerikanischen Autoren generell gelassen und tun alles, um Pfarrerinnen und Pfarrer aus den Mühlen einer organisationslogischen Perfektionierungsstrategie herauszunehmen: Man darf scheitern als Pfarrer und Abenteurer, und man darf Fehler machen. Ja, sie schreiben sogar: »[...] viel schlimmer als ›Versagen‹ ist, [...] ein ›erfolgreicher Pfarrer‹ zu sein«³⁹ – und damit meinen sie einen, der im System erfolgreich seinen Dienst tut, aber dem Abenteuer des Glaubens eher ausweicht.

4.2.3 Pfarrerinnen und Pfarrer als Resonanzexperten (mit Hartmut Rosa)

Der in Jena lehrende Soziologe Hartmut Rosa hat gerade ein über 800-seitiges Buch mit dem Titel »Resonanz« veröffentlicht. Im Klappentext heißt es: »Wenn Beschleunigung das Problem ist, dann ist Resonanz vielleicht die Lösung.« Es geht in dem ganzen Buch um das Projekt einer soziologischen Beschreibung des »guten Lebens«. Längst wissen wir ja, dass Materielles selbstverständlich wesentlich ist, aber jenseits eines bestimmten Levels nicht zum »guten Leben« beiträgt. Und wir wissen, dass die Steigerungsspiele des Erlebnismarktes ebenfalls an ihre Grenzen kommen. Was ist es dann, so fragt Rosa, was das Leben der Menschen zu einem guten Leben macht? Seine Antwort: *Resonanzerfahrung*.

Drei Achsen der Resonanz stellt Rosa vor: die horizontale, zwischenmenschliche, die diagonale, die sich in der Beziehung zu »Objekten« zeigt, und die vertikale, die er mit Religion, Natur, Kunst und Geschichte verbindet.⁴⁰ Gottesdienste sind, das erkennt der Soziologe, herausgehobene Handlungsformen, weil es in ihnen um Resonanzerfahrungen in allen drei Dimensionen geht. Resonanz bedarf des Anderen, des Gegenübers.⁴¹ Resonanz ist »ein dynamisches Geschehen«,

eine »lebendige Antwortbeziehung [...], die sich vielleicht am trefflichsten am Aufleuchten der Augen ablesen lässt.«⁴² Resonanz ist die »Begegnung mit einem Unverfügbaren, das mit eigener Stimme spricht [...].«⁴³ Resonanz meint das Wechselverhältnis von Eindruck und Ausdruck, von Inskription und Expression.⁴⁴

So ist Rosas Buch auch eine Kritik des zunehmend individualisierten Subjekts der Neuzeit und liest sich in der Darstellung der Problematik eines resonanzlosen Lebens wie eine breite Aufnahme von Luthers Beschreibung der Sünde als *incurvatio in se ipsum*. Resonanz nämlich bedeutet Aufbruch aus dem Solipsismus. Und ich frage: Sind wir als Pfarrerinnen und Pfarrer nicht so etwas wie *Resonanzexperten*, die andere in die Resonanzerfahrungen mitnehmen? Deren Leben genau dem dient: Resonanzerfahrungen zu ermöglichen – in der Horizontalen, der Diagonalen, der Vertikalen? Es gibt Menschen, die sich den resonanzresistenten Beschleunigungsspielen der Gegenwart entziehen, es gibt Menschen, die auf die Resonanzsimulationen, die überall zum Kauf angeboten werden, nicht eingehen, es gibt Resonanzexperten ...

5. Leitung als Empowerment und Pfarrersein als Dienst am Priestersein und Priesterwerden der anderen

Flaneure, Abenteurer, Resonanzexperten – vielleicht sehen Ihre Traumbilder des Pfarramtes ganz anders aus. Aber hoffentlich haben auch Sie das eine oder andere Bild mit närrisch-utopischem Potential, das sie an vielen Tagen gerne aufstehen und Pfarrer sein lässt – und an den Tagen, an denen es schwer fällt, wenigstens eine Perspektive bietet und eine Erinnerung an den Grund, aus dem heraus Sie Pfarrer/Pfarrerin geworden sind und gerne in diesem Beruf arbeiten! Wenn der bayerische Pfarrbildprozess von »theologischer Kompetenz« und »spiritueller Existenz« spricht, die gut und gerne und wohlbehalten als Pfarrerin und Pfarrer leben lassen, dann sehe ich diese drei Bilder des pastoralen Narren als mögliche Konkretionen. Freilich: Dass diese kleinen oder großen Bilder und Träume vom Leben als Pfarrerin und Pfarrer immer auch Bilder sein müssen, die die Gemeinde als die Mit-

36 Vgl. auch Alexander Deeg, *Praktische Theologie als eschatologische Ästhetik oder: eine Schule des Staunens*, in: *EvTh* 72 (2012), 118–134.

37 Stanley Hauerwas/William H. Willimon, *Christen sind Fremdbürger. Wie wir wieder werden, was wir sind: Abenteuer der Nachfolge in einer nachchristlichen Gesellschaft*, übers. und eingeleitet von Bernd Wannenwetsch, Basel 2016 [amerikanisches Original: *Resident Aliens*], 79.

38 AaO., 230.

39 AaO., 198f.

40 Vgl. Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.

41 Vgl. AaO., 318.

42 AaO., 334.

43 AaO., 619.

44 Vgl. AaO., 148f.

Priester im Blick haben – und die Welt, in der wir leben und auf die wir bezogen sind, ist evident.

Der Flaneur führt andere auf Spuren von Gottes Weltwirklichkeit, der Abenteurer bleibt nicht allein, sondern bricht im Team mit anderen zu den Abenteuern auf, und die Resonanzexperten führen andere immer neu ein in das gute Leben in der Gott-menschlichen Resonanzbeziehung und sind selbst angewiesen auf die Resonanzbeziehungen mit anderen. So sind diese pastoralen Narren nur dazu tauglich, dass sie die Priesterinnen und Priester in den Gemeinden zu Narren machen, zu Flaneuren, Abenteurern und ihrerseits Resonanzexperten. Klaus Raschzok schreibt pointiert und etwas sachlicher: »Vorrangige Aufgabe des geistlichen Amtes [...] ist die Pflege des Allgemeinen Priestertums.«⁴⁵ Und Hans Ekkehard Purrer spricht in einem Beitrag für das *KORRESPONDENZBLATT* vom »Coach für das allgemeine Priestertum« – auch ein schönes Bild.⁴⁶ Ich würde sagen: Es geht um *Leitung als Empowerment und Pfarrersein als Dienst am Priestersein und Priesterwerden der anderen*.

Der Begriff *Empowerment*, zu deutsch: Befähigung, Ermächtigung, Bestärkung, hat nun schon wieder eine Geschichte der vielfältigen Rezeption, die mehrere Jahrzehnte alt ist.⁴⁷ Er hat seinen Ursprung in der Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre, wurde dann von den sozialen Bewegungen von Menschen mit Behinderung aufgenommen, auch von der feministischen Bewegung und in den 1980er Jahren als Konzept ausgearbeitet. In aller Regel bezeichnet er Programme, denen es um die »Selbstaneignung von Lebenskräften« geht.⁴⁸ Hier hat der Begriff natürlich eine kritische Grenze, wenn wir ihn kirchlich und gemeindetheologisch rezipieren.

45 Klaus Raschzok, »Gut, gerne und wohlbehalten« im Schlüsselberuf der Volkskirche arbeiten. Anmerkungen zum Versuch, der Komplexität des Pfarrberufs plakativ gerecht zu werden, in: *Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern* (Hg.), *Rothenburger Impulse. Wissenschaftliche Konsultation im Rahmen des Prozesses »Berufsbild: PfarrerIn, Pfarrere«* in Wildbad Rothenburg vom 30.6. bis 1.7.2015, 28–37, 34.
46 Vgl. Hans Ekkehard Purrer, *Coach für das allgemeine Priestertum*. Hirten sind keine Funktionäre und Gemeindeglieder keine Schafsköpfe, in: *KORRESPONDENZBLATT* 131 (2016), Nr. 3, 33–35.

47 Vgl. dazu grundlegend Ute Rieck, *Empowerment. Kirchliche Erwachsenenbildung als Ermächtigung und Provokation*, Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 32, Berlin/Münster 2008.
48 AaO., 5 (zitiert nach Rainer Krockauer).

Denn er könnte als ein Modell verstanden werden, das vor allem *das Selbst* stärkt und die Resonanz eher in den Hintergrund treten lässt und so zu einer »ideologische[n] Überzeichnung des Subjekts« führt. Aber er bietet durchaus die Möglichkeit, theologisch und kirchlich sehr legitim verwendet zu werden. Empowerment als die Hilfe dazu, dass Getaufte in unseren Gemeinden ihr Priestersein entdecken und Wege erkunden, wie dies immer neu Gestalt finden kann und damit ein Blickwechsel von der Defizitperspektive hin zu den Potentialen.⁴⁹

»Vielleicht kommt eine Sache auch dadurch wieder zustande, dass man sie voraussetzt«, meinte Schleiermacher einmal im Blick auf die Mündigkeit der evangelischen Gemeinde. Und vielleicht war dieser unscheinbare Satz in einem Vorwort seiner ersten Predigtsammlung 1801 einer der besten Sätze, den Schleiermacher je gesagt hat. Die Menschen, die mit uns in der Gemeinde leben, die Distanzierten und die Halb-Distanzierten und die ganz Engagierten, die mehr oder weniger Frommen, die mehr oder weniger Gebildeten, die Armen und die Reichen – sie sind Priesterinnen und Priester. Wenn wir sie so sehen und behandeln, kann genau dies sichtbar werden. Dass ein solches Empowerment nur möglich wird, wenn wir dieses Leben als evangelischer Priester, als evangelische Priesterin auch selbst vorleben, dürfte nach dem eingangs Gesagten klar sein. Markus Buntfuß hat Recht, wenn er sagt, Pfarrerinnen und Pfarrer sind »exemplarische christlich-religiöse Persönlichkeit[en]«⁵⁰.

Und damit dreht sich das Karussell – und wir sind wieder da, wo dieser Vortrag seinen Ausgang nahm. Wir sind wieder bei der Zentralstellung der Pfarrerinnen und Pfarrer – und bei der Frage, wie sie diese so nutzen können, dass sie dem Entscheidenden nicht im Weg stehen. Und dieses Entscheidende ist: dass es im Glauben zwei starke aktive Subjek-

49 Vgl. aaO., 118f.

50 Markus Buntfuß, *Religion als Beruf*. Zwischen pastoralem Amtsverständnis und religiösem Virtuositentum, in: *Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern* (Hg.) (Anm. 45), 9–12, 11. Vgl. auch Ulrike Wagner-Rau, *Wichtiger und unwichtiger zugleich. Pfarrberuf und religiöser Wandel*, in: *PTH* 105 (2016), 169–184, 175: »Christlich-religiöse Experten, und das sind die Pfarrer und Pfarrerinnen, sind wichtig; denn sie können verdeutlichen, was das Reizvolle einer religiösen Lebenshaltung darstellt und worin die Freiheit einer Existenz aus dem Glauben besteht.«

te gibt: Gott und die Priesterinnen und Priester. Pfarrerinnen und Pfarrer sind Diener des Wortes und damit Diener dieser Gott-priesterlichen Interaktion. *Para-dox* ist diese Rolle zu beschreiben. Diesen Begriff habe ich in diesem Vortrag oft verwendet – fahrlässig oft, denn definiert habe ich ihn an keiner Stelle. Etymologisch sind zwei Ableitungen möglich: (1) *Para*, das kann »gegen« oder »wider« bedeuten. Und die *doxa*, das ist im Griechischen die öffentliche Meinung. *Para-dox* – gegen die *doxa*, gegen die Meinung, die vorherrscht. Ja, das ist der Pfarrberuf durchaus. Er tritt auf gegen die Meinungen der Mächte und Gewalten, gegen die *Doxa* einer alten Welt, gegen die Logiken, die dort gelten: Maximierung, Gewinn, Erfolg, Beschleunigung. (2) *Para* – das kann aber auch »bei« oder »neben« bedeuten. Und *doxa*, das ist nicht nur die Meinung, sondern auch die *Herrlichkeit* und herausragend die *Herrlichkeit Gottes*. Ja, auch das sind wir: *um die Herrlichkeit herum*, nahe dabei, dicht dran an der göttlichen Herrlichkeit. Und hoffentlich so, dass wir anderen Wege eröffnen, um sie zu sehen, und nicht selbst im Weg stehen.

Dr. Alexander Deeg,
Professor für Praktische Theologie
an der Universität Leipzig

Zwangsstellenteilung und Pension

Der Ruhestand rückt näher und die Betroffenen von damals werden die finanziellen Auswirkungen auch im Ruhestand spüren.

Dies trifft die Berufsgruppe der Stellenteiler*innen, also Pfarrer*innen, die mit ihrem Ehepartner die Stelle ab 1989 für 10 Jahre teilen mussten und dann, falls möglich, auf gesamt 150% aufstocken konnten.

Es trifft auch die 50% Pfarrer*innen, die aufgrund ihres außerhalb der Kirche arbeitenden Ehepartners von 1989 bis 2009 nicht aufstocken durften.

Wer an diesem Thema interessiert ist, kann sich gerne an mich wenden:

PfarrerIn Anne Loreck-Schwab,
Passionskirche München
anne.loreck-schwab@elkb.de;
Tel. 089-781131



Wann gehören wir dazu?

Evangelische Gedenkkultur in Bayern und der 28.8.1941

I. Leiden, von dem keiner spricht

22. Juni 1941, die Alten unter uns erinnern sich noch, politisch kompliziert im heutigen Verhältnis zu Polen, Weißrussland, Ukraine – zu Russland sowieso: Deutschland überfällt die Sowjetunion. Wir gedenken der Untaten, die unsere Vorfahren verübt haben. Aufarbeitung der schuldhaften Verstrickungen unserer Kirchen mit dem Nationalsozialismus gehört zum theologischen Standardrepertoire.

»Unsere Vorfahren«? Wer ist »Wir«? Wir gedenken auch des Holocaust. Das Gespräch Christen und Juden hat die letzten Jahrzehnte viel bewegt. Wir gedenken auch der Flucht aus Schlesien, Ostpreußen, Sudetenland, der komplizierten schlimmen Geschichten in Siebenbürgen.

In meiner Gemeinde an der Donau sind von den ca. 6.000 Gemeindegliedern ungefähr 4.000 russisch-deutsch. Bei Beerdigungen 50%, bei der Jugend und bei den sehr vielen Taufen, die wir haben, 80%. Die Jugendlichen sind gemeinsam Niederbayern, und das ist auch gut so. Und doch brechen Unterschiede immer wieder auf.

Es sind verschiedene Geschichten, die uns heute ausmachen. Es sind verschiedene Perspektiven. Deutschland ist Einwanderungsland. Kirche versteht sich aber manchmal als migrationsfreie Nische, mit ihrer Geschichte. Sie wird dann zunehmend zu einer skurrilen Parallelgesellschaft in einem offenen Europa, mit einhergehendem verschärftem

demographischem Problem. Wer gehört dazu? Evangelische Deutsche aus der ehemaligen Sowjetunion sind ein Einfallstor heutiger deutscher Wirklichkeiten in die Kirche. Sie sind »Migranten«, Mehrsprachler, wie so viele heute in der Bundesrepublik, und: Sie sind Kirchenmitglieder! Sie lassen ihre Kinder taufen. Wir haben sehr viele Taufen in unserer Region. Sie sind die Chance, dass die Kirche sich in das heutige mobile Europa integrieren kann. Sie sind eine enorme Bereicherung der Perspektive. Wer an deutsche Geschichte erinnert, zuweilen als Täter und Opfer – da gehört die Perspektive der davon betroffenen Opfer und Täter auch dazu. Die Abermillionen Sowjetbürger im rassistisch motivierten Vernichtungskrieg. Und in besonderer Zuspitzung: Die, die mit deutscher Kultur und Nationalität sehr wenig mit dem Deutschen Reich zu tun hatten, sondern seit Generationen das Vielvölkerreich Russland bzw. die Sowjetunion als ihr Vaterland angesehen haben. Sie sind ein mehrfach gebrochener Spiegel der deutschen Kultur in ihrem weltweiten Horizont.

Russisch-deutsche Evangelische haben nicht die Sowjetunion überfallen. Das gilt für viele Zugewanderte in der BRD. Für diese besondere Gruppe gilt auch: Sie sind überfallen worden. Und: Sie haben dann trotzdem als Faschisten geübt, weil ihr Deutschsein plötzlich als verdächtig galt. Damit liegen sie völlig quer zur Identität der alten Bundesrepublik, mit der Geschichte der Aufarbeitung und der Westanbindung, dem Historikerstreit. Die Deutschen aus dem

Inhalt

■ Artikel

- Gottfried Rösch,**
Wann gehören wir dazu? 101
- Dr. Alexander Deeg,**
Von Pfarrern und Priestern
in der evangelischen Kirche 104
- Martin Ost,**
Liebe Leserin, lieber Leser 121
- Theologinnenkonvent u.a.,**
Frauenordination –
Lettland und wir 113
- Erich Puchta,**
Delphi: Gerufen oder nicht –
Gott ist da 115

■ Aussprache

- Rainer Hennig,**
...und zwischen 33 und 45? 116
- Dr. Gereon Vogel-Sedlmayr,**
Dialog, d. Stärken gelten lässt 116
- Gerhard Nörr,**
Unangemessene Antwort 117
- Willi Stöhr,**
Wieviel Konfliktverschärfung
verträgt die Kirche
in der Friedensarbeit? 117

■ Verein

- Daniel Tenberg,**
Vorstellung 116
- Pfarrerverein,**
Herbsttagung, Beiträge 103
- Hilfe 103

■ Hinweis

- Anne Loreck-Schwab,**
Zwangsstellenteilung
und Pension 112

■ Bericht

- Frieder Jehnes,**
Mode, Zeitgeist und deren
Auswirkung auf die Identität
der heutigen Menschen 119
- Matthias Tilgner,**
GVEE aktuell 121

■ Ankündigungen

122